

## Leben 1 (bis Oktober 2024)

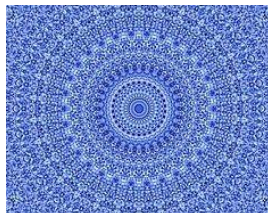
Das Gegenteil von Leben ist nicht der Tod, wie man meinen könnte. Denn der Tod ist sehr lebendig, sehr präsent; er ist der Motor der Veränderung. Erst wenn eine Frucht verzehrt ist, trägt sie Samen in die Welt für neues Leben und Weiterleben; erst wenn ein Gedanke auf meinen Grund gesunken und scheinbar vergessen ist, gebiert er neue Gedanken. Erst wenn ich bereit bin zu sterben, berührt mich das Wunder des Lebens. Der Tod ist also so etwas wie der Motor des Lebens.



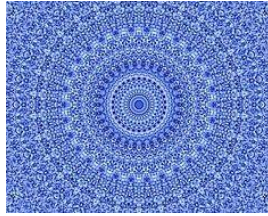
Leben benutzen wir meistens als hierarchischen und damit letztlich starren, toten Begriff. „Leben“ ist ein abstrakter Begriff wie jeder andere auch, so abstrakt wie Stein, Auto oder Geld. Geld oder Leben? Sprachlich ist das egal. Wie befremdlich.

Ohne es auszusprechen, denken wir im Leben oft „menschliches Leben“ mit, und damit in aller Regel ein besseres als das nichtmenschliche Leben. Und wer kann sich schon freimachen von der Einteilung in wertigeres und minderwertigeres Leben? Ob ich will oder nicht, sind mir „nach“ dem Menschen die Primaten am liebsten, danach die Säugetiere ganz allgemein und irgendwo an letzter Stelle stehen mir die Insekten und Spinnen. Selbst die intellektuelle Einsicht in die Unsinnigkeit dieser Unterscheidung schenkt mir keine innere Wärme für den Weberknecht, der im Keller die Wand hochkrabbelt. Die diesbezüglich einzige Chance, scheint mir, liegt in einem mystischen Zugang zur Welt; die Ratio hilft mir da keinen Deut weiter.

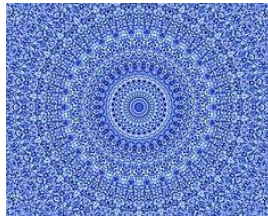
Noch eine weitere, gefährliche Hierarchie ist in den Lebensbegriff eingebaut, nämlich die Trennung vom Nichtlebendigen, das wir abfällig als „leelos“ einstufen. Gestein, Erze, Minerale, Rinde, Schalen, Holz gehören in diese abgewertete Kategorie. Auch der Boden gehört für die meisten Menschen dazu. Dass eine Handvoll Gartenerde Millionen Lebewesen eine Heimat bietet, ist wenigen bewusst. Mit dem Wort Heimat öffnet sich aber ein neuer Blickwinkel auf das Nichtlebendige. Ist nicht letztlich dieser Planet unsere Heimat, unsere Mutter Erde? Und kommen wir nur darauf, wertlose Stücke daraus abzuschneiden?



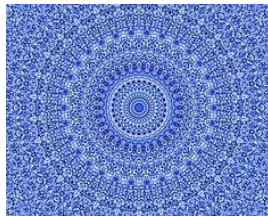
Der französische Philosophieprofessor bezeichnete das Leben als „die Suche nach dem Unmöglichen vermittelt des Unnützen“. Vermutlich schreibe ich das hier nur, um meinem Gefühl der Nutzlosigkeit zu entrinnen (wohlwissend, dass mir das nicht gelingen wird). Also wurde unser, also auch mein Leben zum Vorbild für das Theater des Absurden?



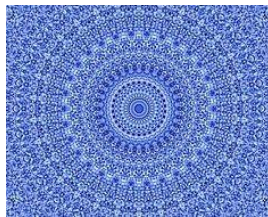
Eine Metapher, die meine momentane Selbstwahrnehmung beschreibt: Ich als Insel. Die vergangenen Jahrzehnte gab es diese Insel zwar, aber es war mehr eine Rettungs- denn eine Erholungsinsel. Außerhalb der Rettungsphasen war ich auf Hoher See, bei Wind und Wetter und jeder Jahreszeit. Jetzt genieße ich es (und will es noch viel mehr genießen), an Land zu gehen, den festen Boden unter meinen Füßen zu spüren, mich in den Sand zu legen und mir die Sonne auf den Pelz brennen zu lassen, solange ich will. Denn auf der Inneren Insel gibt es keinen Sonnenbrand.



Erst durch Ein- bzw. Unterordnung gewinnen wir Souveränität. Was für ein Gedanke. Und doch erscheint er mir wahr. (Ich gehen mit diesem Wort äußerst vorsichtig um.) Fakt scheint mir zu sein: Ich stehe nicht über den Dingen. Vielmehr bin ich den Dingen, der Welt, der Natur zugeordnet. Ich bin Teil im Ensemble der Dinge, der Welt, der Lebensbezüge, meines Körpers, meiner Nervenzellen. Ich, ja wer ist Ich? So wenig ich ohne Boden unter den Füßen stehen könnte, so wäre auch mein Ich nichts ohne diese Zuordnung und dieses Eingegliedertsein. Leben heißt Teil sein im großen Mosaik. Und nur wenn ich diese Voraussetzung meines Seins annehme und zur Grundlage meines Selbstverständnisses mache, kann ich dem Wahn entgehen, dass es anders sei. Souveränität also in einem sehr eingeschränkten, einzig möglichen Sinn.

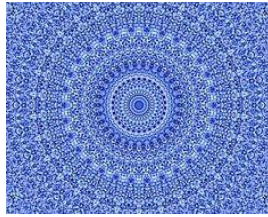


Nicht hält mich, und schon gleich keine Ketten.  
Ich beuge mich dem Joch der Wolken und verreise auf Schmetterlingsflügel.  
Ich bade im Buchengrün und bin einsam ohne das leise Rascheln  
der Mäuse im Frühlingwald.

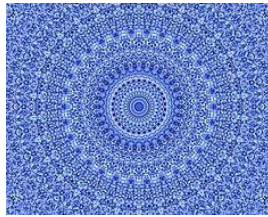


Das Leben ist ein pfadloses Land, hat Krishnamurti befunden. Ich stimme ihm vollkommen zu. Jeder Pfad ist eine im Kopf erzeugte Illusion, die so lange in Ordnung ist, wie man sich ihrer bewusst ist und den

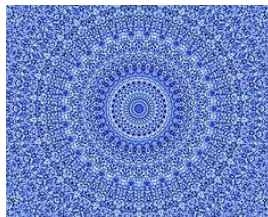
entsprechenden Pfad heiter beschreitet. Mit anderen Worten: Auch Pfadabhängigkeit ist eine Illusion. Ein pfadloses Land besteht aus einer ununterbrochenen Abfolge von Kreuzungen.



„Auch halbtot kann man noch lange leben.“ So oder so ähnlich habe diesen Satz gelesen und er hat mich gleich angesprungen. Lebe ich halbtot? Was bedeutet das? Tatsächlich habe ich den Eindruck, als würde ich immer mehr zum Leben erwachen. Möglicherweise mit dem Gipfelerlebnis in meiner letzten Minute. Es bleibt spannend bis zum Schluss – sofern ich nicht dement ende.



Altersmüdigkeit wie eine Patina, die sich über den Geist legt, die Dinge und Handlungen in einem milderen – unschärferen? – Licht erscheinen lässt; die die Fenster beschlägt und den Blick nach draußen erschwert.



Wenn in einen Schwamm kein Wasser mehr reinpasst, dann liegt das ja nicht daran, dass der Schwamm kein Interesse an Wasser hätte. Eher im Gegenteil, nicht wahr? Wenn ich meine eingegangenen Mails durchschaue, dann lösche ich mehr denn je, auch Mails, die ich vielleicht vor einem Jahr noch angeschaut hätte. Inzwischen langweilt mich das Meiste. Als mir das heute bewusst wurde, bin ich erst einmal erschrocken: Werde ich desinteressiert? Öde? Geistig träge? Aber jetzt, eine Viertelstunde später, kommt mir die Metapher mit dem Schwamm sehr passend vor.